Sprachbeobachtung

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **61 (2005)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gemeinplätze

Etwas zur Sprache bringen zu wollen, gleicht in vielen Fällen dem untauglichen Versuch, das Unaussprechliche bildhaft darzustellen. Es ist höchste Alchimistenkunst, durch Aneinanderreihen von Buchstaben immaterielle Gedankenflüge leibhaftig einzufangen. Jeder Satz sollte mit einer Zündkapsel versehen sein, die im Gehirn des Lesers explodiert und dort Erkenntnisse freisetzt. Wo das nicht gelingt, liegt vermutlich eine formale Ladehemmung des Textlieferanten vor. – Man sieht, ich versuche mich in gewagten Bildern!

Den meisten Schreibenden dürfte wohl ohne Zweifel (man verschone uns gefälligst mit dem geradezu abartigen *zweifelsohne*) schmerzlich bewusst sein, dass sie sich in immer gleichen Metaphern im Kreis bewegen wie der Esel am Schöpfrad eines Brunnens in der Oase. Als Ergebnis solch heissen Bemühens werden dabei zumeist billige, d. h. schablonenhafte, abgedroschene Wendungen zutage gefördert, die alsbald wirkungslos im Wortbrei versickern. Ich spreche von den *Gemeinplätzen*, zu denen viele ein offenbar unstillbarer Durst drängt.

Auf dem Gemeinplatz ist guter Rat nicht teuer, sondern wohlfeil zu haben. Es ist der Ort, wo man stehende Redensarten kosten- beziehungsweise gedankenlos von der Stange erhält, mögen sie uns auch manchmal noch so *an den Haaren herbeigezogen* erscheinen. Obwohl auch an ihnen *der Zahn der Zeit nagt,* sind sie doch von fast unverwüstlicher Beständigkeit. Der Gemeinplatz wird zum Flohmarkt einer Kultursprache. Er ist in vielerlei Gestalt sozusagen *in aller Munde,* doch die wenigsten sind sich dessen gewärtig, wenn er ihnen daraus fast zwangsläufig entfährt. Es geht ihnen wie dem «Zerrissenen» in Nestroys gleichnamigem Stück, der seinen beiden Gehülfen aufgeregt zuruft: «Halt, *da* gehören die Ruben her! ... Kraut und Ruben werfetens untereinand als wie Kraut und Ruben!» Mit andern Worten: *Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht!* Die Feststellung *Ich traute meinen Augen kaum* trifft allerdings wohl meistens ins Schwarze, sieht man für gewöhnlich doch ohnehin nur das, was man sehen möchte. Wir können Wahrnehmungen oft nur schwer von Sinnestäuschungen unterscheiden.

Wenn ich in einem Vereinsbericht lese: «Der Vereinspräsident *brachte* die Wahlgeschäfte speditiv *über die Bühne*», so glaube ich den armen Teufel förmlich vor mir zu sehen, wie er seine schwere Last über jene *Bretter* schleppt, *die* für viele *die Welt bedeuten* mögen. Wenn uns die Welt oft genug als *mit Brettern vernagelt* erscheint, so ist es freilich nicht ganz auszuschliessen, dass dies an uns selber liegt, da wir vielleicht *ein Brett vor dem Kopf* haben. Da hilft es wenig, *gute Miene zum bösen Spiel* zu machen; dagegen muss man *Massnahmen ergreifen* und *Anstalten treffen* – und seis auch nur, um seine mangelnde Treffsicherheit *unter Beweis zu stellen.*

Auf dem Gemeinplatz *treibt* die Binsenwahrheit *die üppigsten Blüten,* weil

kaum etwas *in die Binsen gehen* kann, wenn man sie gesprächsweise verwendet. Dazu gehören auch sprichwortähnliche Gemeinplätze mit ihrer unwiderlegbaren Logik: *Wo gehobelt wird, fallen Späne; wo ein Rauch ist, ist auch ein Feuer; wer andern eine Grube gräbt…* u.s.w.

Mitunter vermag der Volkswitz Breschen zu schlagen in das verholzte Gestrüpp verwelkter Redensarten und vermittelt der Sprachkraft neue Impulse. *Ich bekomme Vögel* oder *Ich glaub, mich knutscht ein Elch* scheinen mir gute Ansätze zu einer rhetorischen Aufforstung zu sein. Sehen wir also schon *den Silberstreifen am Horizont,* der schon manchen *hinters Licht geführt hat?*

Lassen wirs. Sonst *bringen* wir *das Fass* noch vollends *zum Überlaufen,* und das schlüge uns dann, aus Trotz, *die Krone ins Gesicht.*

Peter Heisch

Aufgeschnappt (aus Österreich)

Tschüs und Tschau/Ciao

Jeder Gruss sollte seinem Bedeutungsgehalt nach vom Gebenden wie vom Empfangenden verstanden werden. Wie steht es aber damit bei unsern Lieblingswörtern *tschüs* und *tschau/ciao*? Wer weiss, was für langwierige sprachliche Entwicklungen hinter beiden stehen? Wer denkt noch, dass der Abschiedsgruss *tschüs* so viel wie «Gott befohlen» oder «Geh mit Gott» bedeutet?

Dieses merkwürdige, durch seine beiden Zischlaute nicht gerade wohlklingende Wort hat sich nämlich aus dem spanischen *adiós* entwickelt, der Entsprechung zu französisch *adieu* und italienisch *addio*. All diesen Formen liegt lateinisch *ad deum* («zu Gott») zugrunde. Aus *adiós* wurde in den Rheinlanden *adjes* gebildet, das schon die Brüder Grimm in ihrem Wörterbuch verzeichnet haben und das zum Beispiel in Büchners «Woyzeck» zu finden ist. In Norddeutschland hingegen hat man *adiós* über *adjüs* zu *atschüs* umgeformt. Daraus ist endlich durch weitere Abschleifungen unser heutiges *tschüs* entstanden, norddeutsch mit langem Selbstlaut, süddeutsch dagegen mit kurzem *ü* ausgesprochen (nach der Rechtschreibreform ist auch die Schreibung *tschüss* möglich, früher war gelegentlich *tschüß* zu lesen).

Entscheidend ist bei allen diesen Formen das auf das Spanische hinweisende Schluss-*s*. Wenn man im Deutschen Kaiserreich auch *atschö* und *tschö* hören konnte, so geht dies natürlich auf *adieu* zurück. Warum beide Formen, unabhängig voneinander, eingedeutscht worden sind, ist noch nicht genügend erhellt. Aus dem älteren Nordfranzösisch wurde schon im 13. Jahrhundert *adé* entlehnt, das genauso überflüssig ist.